

Ich habe meinen Großvater nie kennengelernt – wohl seinen Körper, wohl seine Existenz, nicht aber ihn, die Person als die er über siebzig Jahre lang lebte und wirkte. Was er heute ist, war er nicht immer. Was aus ihm wurde, ist er trotzdem.

Thema 2

„Haben demente Menschen ein Recht auf Würde? Manche Demenzpatienten scheinen, vor allem im letzten Krankheitsstadium, jede Fähigkeit verloren zu haben, unwürdige Bedingungen zu erkennen oder darunter zu leiden. Haben sie dennoch so ein Recht? Oder ist unsere Besorgnis um ihre Würde unter diesen Umständen nur eine Form von Sentimentalität, die wir uns nicht leisten können oder nicht leisten sollten?“

Ronald Dworkin. Die Grenzen des Lebens. Abtreibung, Euthanasie und persönliche Freiheit, Hamburg 1994

Jedes Kind, das ist, träumt über seine Zukunft, das *Werden*. Die Träume des Kindes sind real, so wie es selbst real ist. Die Erfüllung dieser liegt hingegen in der Hand des Schicksals, seiner Umwelt oder einer Kombination aller ins Unendliche strotzender Faktoren, deren genaue Anzahl und Auswirkung nicht einmal den Gelehrtesten bekannt ist. Das Kind sieht Farbe und Freude und Leben und Lust. Es weiß, dass seine Zeit begrenzt ist, doch wer eine begrenzte Ewigkeit vor sich hat, der schreitet auch dieser frohen Mutes entgegen. Sieht es den Kummer und das Leid, welches sich früher oder später über das zarte Wesen legen wird? Sieht es, wie es selbst vergammelt? Wie es wirt durch die Gegend irrt und weder weiß, wer es selbst noch wer seine Tochter ist? Nein, ein Kind erfährt früh, dass es im Laufe der Zeit immer nur reifer, größer, schöner, klüger und erfahrener wird. Und eines Tages, siebzig, achtzig, ja vielleicht neunzig Jahre später, erinnert es sich an all diese Fragen – beantworten kann sie der Greis aber nicht mehr.

Das vorangehende Beispiel zeigt, wie aus dem sein das werden und schließlich das gehen wird. Ersteres ist ein Zustand, nämlich jener der unbeschwerten Existenz. Es folgt in kleineren oder größeren Teilen das erwünschte oder prognostizierte Fortleben, welches in seiner Komplexität durchaus verstrickter und dessen Dauer weitaus anhaltender ist. Doch werden die Jahre der Selbstfindung und Zielerreichung überschritten, hat sich die Lebensweisheit endlich offenbart, so geschieht es, dass all das, was man sich Jahre lang aufgebaut hat, in exponentieller Geschwindigkeit zerbröckelt und schließlich unter den eigenen Füßen zusammenbricht. Aus

dem Erhofften *ich werde* wird später ein *ich würde*. Der Indikativ zerschmilzt und nimmt die Form eines Konjunktives an, der nie in Erfüllung gehen wird. Streicht man das *ich* jedoch aus der Phrase, so bleibt jenes Substantiv, welches im starken Kontrast zu dem eben genannten Inbegriff des potentiellen Bestehens steht. Die Würde. Das Spenden von Würde zeugt von Respekt gegenüber einem Lebewesen. Bezogen auf den Menschen ist es ein interhumanes Verhältnis, das von der bestehenden Existenz des Individuums unabhängig ist. Auch Tote können für ihr Lebenswerk oder konkrete Taten gewürdigt werden. Dieser Fakt zeigt bereits sehr deutlich, dass Würde auch dann möglich ist, wenn das Objekt von den Handlungen, Äußerungen oder gar reinen Gedanken und Empfindungen eines Würde gebietenden Subjekts gar nichts mitbekommt. Warum also soll jemanden, dessen Herz zwar klopft, aber von der neben ihm stattfindenden Handlung nichts mitbekommt, das verwehrt werden, was Anderen, dessen einzige Überreste ein mit Erde überschütteter Körper ist, sehr wohl entgegengebracht wird? Liegt es vielleicht daran, dass sie nicht an Würde verloren haben, sondern wir sie als unwürdig empfinden?

Um die Frage nach der Wahrnehmung und der offensichtlich daraus folgenden Behandlung des Demenzpatienten zu beantworten, bedarf es einer Klärung des Perspektive. Wenn Ronald Dworkin schreibt, dass die Patienten so „scheinen“ als hätten sie „jede Fähigkeit verloren (...), unwürdige Bedingungen zu erkennen oder darunter zu leiden“, dann spricht er aus der Sicht jener Gesellschaft, die von der Krankheit nicht betroffen ist. Tatsächlich wissen, kann er es nicht. Vielmehr stellt seine Aussage eine Vermutung dar, die in seiner Umsetzung für die nicht Betroffenen den Weg mit dem geringeren Aufwand bietet. Dieses in der Natur tief verankerte Phänomen mag den Menschen zwar eher ansprechen, als jener harte, anstrengende Weg der Tatkräftigkeit, doch entspricht es nicht jenem Grundsatz, der bis vor wenigen Jahrhunderten in ein jeder Kultur oberste Priorität hatte: Den Ältesten wird Ehre und Respekt gebührt. Bieten uns die heutigen Alten zu wenig Nutzen, als dass wir uns die Arbeit antun wollten, einen würdevollen Umgang zu pflegen und ihnen das entgegen zu bringen, was ihnen historisch und moralisch gebührt? Womöglich befindet sich in unser aller Brust eine Waage nach alter Bauart. Die eine Seite verkörpert den Nutzen, die andere den Aufwand. Früher füllte sich die linke Waagschale aufgrund der Bräuche und Sitten schnell mit Gewichten, die so schwer waren, dass jeder noch so große Aufwand ihnen nicht hätte entgegenstehen können. Heute hingegen liegt auf der linken Seite nur noch eine Erbse, bei manchen zwei, selten auch drei, auf der rechten Seite jedoch ziehen Profit und Kurzsichtigkeit die Schale Richtung Erdboden. Bräuche dienen einzig der Gewinnmaximierung von großen Supermarktketten und Sitten nehmen aufgrund der Globalisierung und des kulturellen Austausches rasant komplett neue Formen an. Trotz dieser

Geschehnisse lässt sich nicht daran rütteln, dass die lateinische Übersetzung der beiden eben genannten Begriffe *mos, moris f.* ist – Moral also. Haben wir folglich jegliche Moral verloren? Oder befindet sie sich wie so vieles in einem noch nie dagewesenen Umbruch? Wie können wir es nur wagen, unseren Eltern, unseren Großeltern, das abzusprechen, was wir selbst von unseren Kindern, unseren Enkeln erwarten?

Was Recht ist und was nicht, entscheidet das System eines Staates. Hat dieses aus Judikative, Exekutive und Legislative bestehende Konstrukt die Macht zu bestimmen, ob einem Demenzkranken Würde gebührt? Es gibt kein Recht auf friedliches Altern, sondern nur ein Gesetz, das Ärzte dazu verpflichtet, die Körperfunktionen aufrecht zu erhalten und das Leiden des Kranken zu dezimieren. In Wahrheit steht es nämlich in einem ungeschriebenen Generationenvertrag, dass die alte Generation ein Recht auf Hoffnung, Menschlichkeit und Leben hat. Selbst wenn die Welt und die Verstände, und dieser Begriff ist bewusst gewählt, der Menschen zunehmend rationalisiert werden, besteht kein Grund, eine scheinheilige „Besorgnis um die Würde“ anderer vorzutäuschen. Die von Ronald Dworkin erwähnte Sentimentalität, ist eher eine Ausrede, um für unsere eigene Nachlässigkeit keine Sorge tragen zu müssen. Abermals zeugt diese Denkweise von dem egozentrischen Denken des Menschen. Die Frage, ob wir uns einen derartigen Gefühlszustand „leisten können oder nicht leisten sollten“, verdeutlicht weiter den auf Leistung abzielenden Egoismus der Menschheit.

Würde man dem Kind vom Anfang dieser Arbeit jene Fragen stellen, die sich Ronald Dworkin vor fünfundzwanzig Jahren gestellt hat, es würde nicht antworten, sondern zu seinem Großvater aufschauen und ihn für alle das würdigen, was es über ihn erzählt bekommen hat. Denn dafür gibt es Geschichten.